

«Bern hat eine Diversität, die Platz gibt im Kopf.»

Von Kaspar Meuli

Matthias Erb ist eine Ausnahmeerscheinung. Mit gerade mal 32 Jahren wurde er als Professor an die Universität Bern berufen, und in seinem Zweitberuf führt er im Simmental einen Bauernbetrieb. In Interview spricht der Pflanzenbiologe darüber, weshalb er ein Jobangebot aus Oxford ausschlug und warum es ihn stolz macht, in der Schweiz frei und von der Gesellschaft akzeptiert forschen zu können.

Matthias Erb, Sie führen ein Doppelleben als Uniprofessor und Bergbauer, wie kann das überhaupt zusammen funktionieren?

Das geht sehr gut. Ich mache immer den Vergleich mit dem Medizinprofessor, der nebenbei noch als Arzt tätig ist. Bei mir ist das ähnlich. Weil ich in der Pflanzenwissenschaft arbeite und mich zum Teil auch mit Grasland befasse, kann ich meine Wissenschaft immer auch irgendwo mit dem Anwendungsfeld verknüpfen: der nachhaltigen Produktion von Nahrungsmitteln unter Schonung der Umwelt. Von dem her sind für mich beide Seiten sehr bereichernd. Schlussendlich denke ich, dass mir meine Tätigkeit als Landwirt ermöglicht, ein besserer Wissenschaftler zu sein – und hoffentlich auch umgekehrt.

Wie schaffen Sie das nur? Gewöhnlich sind Professoren schon mit ihrem Job an der Uni mehr als ausgelastet und arbeiten 150 Prozent ...

... da muss man halt effizient sein. Wenn man die 150 Prozent in kürzerer Zeit schafft, dann bleibt noch Zeit für etwas anderes.

Als Sie vor drei Jahren nach Bern berufen wurden, hatten sie auch ein Angebot von der Universität Oxford. Weshalb haben Sie so eine prestigeträchtige Stelle ausgeschlagen?

Darüber haben sich damals einige Leute gewundert und mich gefragt: «Willst du in Bern jetzt eigentlich eine ruhige Kugel schieben?» Aber wenn man sich mal genau besieht, wie es mit der Forschungsleistung bestellt ist, mit der Infrastruktur und den Möglichkeiten zu Kooperationen, dann steht die Uni Bern heute unter anderem in meinem Feld, der Pflanzenbiologie, mindestens so gut da wie die altherwürdige Universität Oxford.

Wie würden Sie ihre Beziehung zu Bern beschreiben?

Als Kind und Jugendlicher war Bern für mich immer die grosse Stadt, das urbane Abenteuer. Das Treiben in den Gassen, all die Geschäfte. Das war ein grosser Kontrast zum ländlichen Leben, das ich in einem kleinen Bergdorf führte, wo es als Infrastruktur gerade mal einen gelben Postbriefkasten gab. Später, im Gymnasium Hofwil, gingen wir nach Bern in den Ausgang, und ich genoss die Stadt als Treffpunkt für Jugendliche. Danach zog ich zum Studium nach Zürich und ins Ausland und kam erst für meine jetzige Stelle wieder zurück nach Bern. Da wurde mir auch bewusst, welch hohe Lebensqualität wir in Bern haben.

Was macht denn diese Lebensqualität aus?

Man hat noch etwas mehr Platz als in anderen Städten. Auch intellektuell. Man ist weniger auf irgendeinen Lifestyle eingespart. Bern hat eine Diversität,



«Universitäten sollen unabhängig sein und möglichst frei Wissen generieren.»

die einem auch Platz gibt im Kopf. Die Freiheit, etwas Eigenes aufzuziehen. Und da ist auch die Verbindung mit dem Fluss, der so durch diese Stadt fliesst. Ist man aus dem Ameisenhaufen raus, ist Bern eine sehr ruhige Stadt. Es gibt einen angenehmen Ring, in dem man im urbanen Raum stressfrei leben kann. Und was mir auch noch gefällt: Radio RaBe!

«Die Uni Bern steht in der Pflanzenbiologie mindestens so gut da wie die Universität Oxford.»

Dass sich Bern mitunter gerne selbst als Provinz sieht, stört Sie nicht?

Überhaupt nicht. Ich finde dieses Understatement total super. Da ist die Uni ähnlich. In Bern sagt man nicht: Schaut mal her, wie genial wir sind und welchen Lifestyle wir haben oder welche Wahnsinnssubkultur. Ich finde diese Ungezwungenheit sehr entspannend, das macht das Leben schlussendlich interessanter. Und ich habe das Gefühl, man ist auch produktiver, wenn man weniger Zeit darauf verschwendet, sich mit andern zu vergleichen.

Wie haben Sie das Leben in fremden Städten erlebt, war das auch so eine einschneidende Erfahrung wie Ihre Besuche als Bergbub in Bern?

Das Leben in Grossbritannien, im Grossraum London war schon ein Augenöffner. Da habe ich gesehen, dass es noch eine ganz andere Art zu leben und zu studieren gibt. Den Spirit von Grossbritannien als ehemaliges Weltreich spürt man immer noch. In der Forschung werden Probleme gleich global angeschaut und nicht zuerst einmal im Kleinen. Das kommt für mich aus diesem historischen Selbstverständnis als Grossmacht.

Geht man in der Wissenschaft tatsächlich je nach Land und Kultur so unterschiedlich an die Dinge heran?

Die eigentliche Forschung ist dann zwar sehr ähnlich, aber der Kontext ist ein anderer. Die Engländer versuchen, die grösstmögliche Frage als Aus-



gangspunkt zu nehmen, die grösstmögliche Relevanz. Zum Schluss allerdings backt man dann auch kleine Brötchen. In der Schweiz hingegen fängt man eher klein an und versucht, eine Fragestellung dann möglicherweise später noch auszuweiten. Dieses Selbstverständnis der Engländer führt zwar nicht zu besserer Wissenschaft, aber zu kraftvolleren Statements.

Führt diese selbstbewusste Haltung auch zu einem anderen Stellenwert der Wissenschaft in der Gesellschaft?

Grossbritannien ist sehr liberal, so dass die Wissenschaft mittlerweile auch fast als Wirtschaftszweig angeschaut wird. Das ist der grosse Unterschied zur Schweiz. Die Wissenschaft soll in Grossbritannien auch Geld abwerfen. Bei uns hingegen gibt es ganz wenig Druck in diese Richtung – das erstaunt mich immer wieder und macht mich auch stolz. Dass die Universitäten frei forschen sollen, stösst hier auf breite Akzeptanz. Sie sollen unabhängig sein und möglichst frei Wissen generieren. In der Schweiz existiert ein allgemeines Vertrauen in dieses System.

Wie erklären Sie Laien, was an Ihrer Forschung fruchtbar ist?

Ich habe es da vielleicht etwas einfacher als andere, da ich mit meiner Gruppe zum Immunsystem der Pflanzen forsche. Wir interessieren uns dafür, was Pflanzen resistent macht gegen Schadeninsekten. Da gibt es potenziell einen direkten Draht zur Anwendung. Wir wollen zum Beispiel verstehen, weshalb gewisse Pflanzen von Engerlingen aufgefressen werden und andere nicht. Wenn wir das begreifen, kann das später eventuell dazu verwendet werden, im Wallis Apfelbäume gegen Engerlingsfrass zu schützen. Oder im Graubünden resistente Wiesen zu schaffen – das lässt sich den Leuten recht gut erklären.

Wird die Berner Forschung auch im Ausland wahrgenommen?

Gute Wissenschaft, wie sie die Uni Bern betreibt, wird im Ausland auf jeden Fall wahrgenommen, ja.

Was ist denn gute Wissenschaft?

(überlegt) Da gibt es die bürokratische Definition, wonach Wissenschaft gut ist, wenn sie in guten Fachzeitschriften publiziert und viel zitiert wird. Ich denke, das ist nicht ganz so einfach. Für mich muss gute Wissenschaft Wissen schaffen. Und zwar Wissen, das unsere Sicht auf die Welt nachhaltig verbessert oder genauer macht oder eine neue Sicht auf die Welt ermöglicht. Das einzige wichtige Kriterium ist meiner Meinung nach, dass man Verständnis generiert für das System, in dem wir leben oder in dem die Natur funktioniert.

Also ist nicht nur Forschung gut, die Spin-offs produziert und Arbeitsplätze schafft ...

... wenn genug gute Wissenschaft, so wie ich sie eben definiert habe, betrieben wird, ist ein positiver Einfluss auf die Wirtschaft fast unausweichlich. Sei es in der Form von Start-ups oder dem Transfer von Wissen zu existierenden Institutionen.

Sie leben ein Leben zwischen Stadt und Land. Wie empfinden Sie den Stadt-Land-Graben, von dem in letzter Zeit gerade in politischen Analysen immer häufiger die Rede ist?

Ich weiss nicht, ob man das als Graben bezeichnen kann. Aber es gibt bestimmt einen Kontrast. Ich sehe auch in meinem eigenen Leben, wie ganz unterschiedlich die jeweiligen Lebensstile sind. Nun fragt sich, ob die Leute tatsächlich anders sind, oder ob sie sich bloss so verhalten, weil das Umfeld und die Infrastruktur anders sind? Ich tendiere eher zum Zweiten. Aus der zur Verfügung stehenden Infrastruktur ergeben sich einfach ganz andere Lebensweisen. Auf dem Land trägt man einen grossen Teil der Verantwortung selbst. Dazu kommt die oft starke Einbindung in die Familie. Das führt zu einer eher konservativen Haltung, weil sich in einer Familienstruktur gewisse Einstellungen viel stärker verfestigen. Und man wird vielleicht misstrauischer, wenn es darum geht, staatliche Gelder für Infrastruktur- oder Sozialprojekte zu nutzen, da man das Gefühl hat, man müsse ja auf dem Land auch für sich selbst sorgen.

Dieses Gefühl, zu kurz zu kommen, entspricht nicht unbedingt den Tatsachen. Es fliesst ja viel Geld aus den Städten und Agglomerationen aufs Land. Um nicht zu sagen, das Berggebiet hängt am Tropf der Städte ...

... völlig einverstanden, es ist alles eine Frage der Wahrnehmung. Aber das ist in der Politik oft so. Emotionen sind manchmal stärker als Tatsachen.

Sie leben zwischen diesen beiden Welten. Macht Ihnen dieser enge Blick nicht Mühe?

Ich empfinde das gar nicht als so eng. Es macht auch Spass. Ich habe das Oberland nach meiner Rückkehr aus dem Ausland neu kennengelernt. Die Geisteshaltung der Menschen und einen Umgang miteinander, den man sonst nirgendwo findet. Ich sehe das mittlerweile als Wert. Ein kleines Universum mit eigenen Umgangsformen und Bräuchen, die einen kulturellen Wert haben.

Was denkt man eigentlich in Ihrem Weiler Adlemsried über Bern?

Ich habe dort noch nie mit jemandem über die Stadt Bern als Einheit gesprochen. Ich bin mir nicht sicher, ob so eine Vorstellung in den Köpfen überhaupt existiert. Die Menschen sehen das Angebot, man geht nach Bern ins Theater oder ins Kino ...

... das ferne Bern, wo über die Köpfe der Menschen auf dem Land entschieden wird, ist kein Thema?

Ganz selten. Ich habe kaum je solche Gespräche geführt. Ich weiss natürlich nicht, ob sich die Leute mit diesem Thema bei mir etwas zurücknehmen. Aber ich hätte noch nie eine negative Einstellung gegenüber der Stadt Bern an sich wahrgenommen.

BIOBOX

Matthias Erb (35) studierte an der ETH Zürich Agronomie, erwarb am Imperial College in London einen Master in nachhaltiger Landwirtschaft und schrieb an der Universität Neuenburg seine Dissertation. Danach arbeitete er am Max Planck Institut für Chemische Ökologie in Jena. 2014 wurde er als Professor nach Bern berufen. Er ist mit einer französischen Biologin verheiratet und lebt im Berner Schosshalde Quartier sowie in Adlemsried ob Boltigen im Simmental.